

Von Mathias Greffrath

Der Gott der Bildung Was müssen wir lernen, um im 21. Jahrhundert zu bestehen?

„In den deutschen Landen erfahren wir jetzt, wie man allenthalben die Schulen zerfallen lässt.“ So klagte im Jahr 1525 Martin Luther in seiner Denkschrift „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, dass sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“. Fünf Jahre später predigte der Reformator noch einmal: darüber „dass man Kinder zur Schule halten solle“. Er polterte gegen eine Obrigkeit, die das Geld locker saß, wenn es um Aufrüstung und Krieg ging, die Straßen, Dämme und Wasserleitungen finanzierte, aber die Schulen verkommen ließ.

Allerdings ging es Luther mit seinen kraftvollen Pamphleten noch nicht um die Qualifikation von Schülern für den Arbeitsmarkt oder um Chancengleichheit. Er sorgte sich um die Seelenheil der Bürger, in einer Zeit – so wütete er – in der sich „fast alle Welt benimmt, als gäbe es weder Gott im Himmel noch den Teufel in der Hölle“. In einer Zeit, in der die Kirche heruntergekommen war und Reiche zerfielen, in der Not, Gewalt, Seuchen und Unruhe herrschten. Luther, aber beileibe nicht nur er, erwartete das Weltende, und das noch zu seiner Lebzeit.

Alphabetisierung war Christenpflicht, denn, so Luther, „ein rechter Christenmensch vermag mehr Nutzs (zu stiften) denn alle (anderen) Menschen auf Erden“; Bibelkenntnis und christliche Bildung seien Bollwerke gegen die vordringende Macht des Teufels. Diesen Braten habe, so der teuflergläubige Luther, aber der „Satan gerochen“, weswegen vom Teufel besessen sei, wer das Schulwesen missachte und vernachlässige.

„Wenn die Schule einen Sinn haben soll“, schreibt im Jahr 1997 Neil Postman, der große Soziologe der Kindheit, der Medien und der Erziehung, „dann müssen die Schüler, ihre Eltern und ihre Lehrer einen Gott haben, dem sie dienen können, oder, besser noch, mehrere Götter. Wenn sie keine haben, ist die Schule sinnlos und mit Sicherheit auf dem Weg an ihr Ende.“

„Gott“ ist für Postman gleichbedeutend mit einer „großen Erzählung“, die „genug Kraft hat, die es Menschen ermöglicht, diese Erzählung in den Mittelpunkt ihres Lebens zu stellen“.

Epochenbrüche in der Menschheitsgeschichte werden durch den Wechsel der Produktionsweise bewirkt, und sie gehen einher mit dem Untergang alter Götter und der Entstehung neuer Großer Erzählungen. So waren die Reformation und die Gegenreformation, unterhalb der theologischen Kämpfe im Glaubenshimmel und der Machtverschiebungen, vor allem eine große Alphabetisierungskampagne. Möglich wurde sie durch eine Revolution der publizistischen Produktionsmittel.

Luther nutzte zur Verbreitung seiner Gedanken virtuos die neue Technik: den Druck mit beweglichen Lettern. Aber mit derselben Kommunikationstechnik verbreitete sich in wenigen Jahrzehnten eben auch die Kunde von der neuen Welt mit ihren Schätzen, die schreckerregende kopernikanische Erkenntnis, dass die Erde nicht mehr Mittelpunkt der Welt sei und der Himmel leer, oder die Entzauberung der Unterwelten durch den Geologen Georg Agricola – ganz in der Nähe von Wittenberg – der den Bergbau auf wissenschaftliche Grundlagen stellte.

Nicht der Weltuntergang fand also statt, sondern eine neue Epoche brach an: das Gutenberg-Zeitalter. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wuchs die Zahl der Lese- und Schreibkundigen, beschleunigte die Druckerpresse, die „hardware“ der Aufklärung, die Verbreitung von Wissen, von politischen Ideen, aber auch von Schund und religiösem Fanatismus. Landesherren begriffen, dass ihr Wohlstand nicht nur vom Fleiß, sondern auch vom Bildungsgrad ihrer Landeskinder abhing und so nahm die Zahl der öffentlichen Schulen zu; das legte den Grund für die Entstehung einer gebildeten Mittelschicht. Die Enzyklopädien der Aufklärung waren den Göttern des industriellen Fortschritts und der politischen Emanzipation des Bürgertums gewidmet. Mit der industriellen Revolution wuchs die Nachfrage nach

gut ausgebildeten Arbeitern, und in den Klassenkämpfen des 19. Jahrhunderts forderten die unteren Schichten Wissen und kulturelle Bildung für das Volk. Demokratie! Die Auseinandersetzung über Schulformen und Lehrpläne wurde zum Kampfplatz der demokratischen Emanzipation – oder ihrer Verhinderung.

Das Fortschrittsversprechen der Aufklärung – eine Welt ohne Hunger, mit wachsendem Wohlstand für alle, längerem Leben und Entwicklung aller Fähigkeiten – einiges davon ist wahrgeworden, wenn auch vor allem für die Mittelschichten der OECD-Welt, und um dem Preis von Exzessen der Ausbeutung von Natur und Menschen, der kolonialen Unterdrückung und des Weltverschleißes.

Wissenschaftlich aufgeklärt, glauben wir nicht mehr an den Lutherschen Weltuntergang – und die meisten wohl auch nicht an einen rettenden Gott. Aber wir wissen, und das mit Zahlen unterlegt, seit mehr als vier Jahrzehnten, dass wir nicht warten dürfen, bis der letzte Tropfen Öl, der letzte Kubikmeter Gas, die letzte Tonne Kohle verbrannt ist.

Wir wissen, dass wir eine technische Revolution brauchen, die Städte umbauen und demnächst wohl Wasser, Rohstoffe und Lebensmittel rationieren, dass ein globales Ethos der Zukunftssicherung und der Gleichheit her muss, wenn wir nicht in mörderische Kriege um die schwindenden Ressourcen geraten wollen.

Wir wissen das – aber offenkundig glauben wir nicht daran. Denn alle die Predigten, Statistiken, Argumente, Katastrophen haben keine Umkehr, nicht einmal eine Verlangsamung des Raubzugs gegen unsere Lebensgrundlagen bewirkt.

„Macht Euch die Erde untertan“ – dieser Herrschaftsauftrag wird dem Gott der Bibel zugeschrieben – in einer Zeit, in der die Natur noch übermächtig war. Wir müssen unseren Garten bestellen, antwortete nach dem Erdbeben von Lissabon der große Voltaire – es war ein früher Vorschein auf die Epoche, die jetzt angebrochen ist: das Anthropozän. Die Epoche, in der das Verhältnis von Erde und Menschen sich dreht: Nicht länger begrenzt die Natur unsere menschlichen Möglichkeiten, sondern die Lebenspraxis der Gattung Mensch verändert, verformt und begrenzt das Leben auf der Erde. Das heißt: Wir müssen von nun an mehr wissen, mehr kontrollieren, unsere Wünsche verändern, uns überfordern. Wer in diesem Jahr eingeschult wird, der geht, nach jetziger statistischer Rechnung, 2082 in Rente. Falls es dann noch Renten geben wird. Er oder sie, und seine Eltern, werden Migrationsschübe, Hitzewellen, das Verschwinden von Arten, Hungersnöte und ein paar Pandemien erleben, und Dinge, von denen wir jetzt noch nichts ahnen.

Corona hat gezeigt, wie schlecht vorbereitet unsere Verwaltungen, unser Gesundheitssystem, unsere Versorgungsketten für die kommenden Engpässe gewappnet, und wie groß die Beharrungskräfte sind. Und Corona hat gezeigt, was wir auch vorher schon wussten: dass unser Schulsystem in der Dauerkrise ist. Industrie, Handwerk und Universitäten klagen über die mangelhafte Vorbildung von Absolventen der öffentlichen Schulen. Die Eltern sind unzufrieden, weil die Schule sie überfordert, jedes dritte Kind kommt nicht mit. Bei gestiegener Individualisierung, schwindender Homogenität, pluralistischen Lebensweisen und stabilen Subkulturen von Migranten, ist die Schule immer weniger in der Lage, einen sozialen Zusammenhalt zu erzeugen. Im Gegenteil: die Mittelschicht meidet, wenn möglich, Schulen mit hohem Migrantenanteil oder schickt ihre Kinder gleich auf Privatschulen, Tendenz zunehmend. Das trägt die Klassenspaltung in die nächste Generation. Und die Vergnügungsindustrie schreddert, was von europäischer Kultur noch übrig ist.

Keine Götter mehr. Es wird schwierig für die öffentliche Schule, schrieb Neil Postman, wenn die Gesellschaft in ethnische Stämme, ideologische Blasen, identitäre Klein- und Großgruppen zerfällt, wenn das Leben der einen sich in einer sozial einheitlichen gehobenen Wohngegend abspielt und das der anderen im ethnisch gemischten Ghetto mit Plattenbauten, wenn die einen nach dem Abendessen beim Lösen der Gleichungen mit zwei Unbekannten Hilfe erfahren, und die anderen mit ihrem alleinerziehenden Elternteil drittklassige Serien schauen oder am Computer zocken.

Die Coronakrise hat die Versäumnisse der Vergangenheit offenbart. Und nun fließt viel Geld. Nicht in die Schaffung neuer Lehrerstellen, nicht in die Ausbildung von Pädagogen, sondern in die Digitalisierung, die neue pädagogische Wunderwaffe. Tablets in jeder Kinderhand, schnelles Internet in allen Schulen, effektive Lernsoftware – ja, all das ist notwendig und hätte schon längst geschehen können. Aber all das bringt die Schulen nicht auf die Höhe der Zeit und ihrer Aufgaben. All das ruht auf der konservativen Vorstellung, dass mehr Technik zu besseren PISA-Resultaten führt, digitale Förderprogramme uns mit einer ausreichenden Zahl von qualifiziert Arbeitenden wieder auf den Wachstumspfad bringen. Alles wie immer, nur schneller und besser. Aber das wird nicht reichen. Denn gerade dieser Wachstumspfad ist das Problem. Und das wird mit einem Wahlpflichtfach „Nachhaltigkeit“, mit zwei Wochenstunden nicht gelöst, und auch nicht durch das aktualisierte Kapitel Klimawandel und globale Ungleichheit im Geographiebuch. Sondern mit einer neuen Schule mit einer neuen „Großen Erzählung“.

Ich kann hier natürlich kein Curriculum für die Schule des Anthropozän aufstellen. Aber es geht auch nicht vordringlich um Fächer und Inhalte, sondern um neue Haltungen zur Welt.

Natürlich werden Schüler weiterhin Schreiben und Lesen und Mathe lernen müssen: also Sich-Ausdrücken-Können, Texte verstehen, und abstrakt Denken. Aber in einer Umwelt, in der sie mit Reizen überflutet werden, mit Spaßangeboten, Werbebotschaften, Ablenkungsapparaten und FakeNews, kommt es vor allem darauf an, die Fähigkeit zur Konzentration zu stärken, die Neugier zu bewahren, die Phantasie zu befreien, der Urteilsfähigkeit Kriterien zu geben und die Lust am Handeln und den Mut zum Erproben zu wecken. Zu begeistern und zu aktivieren.

Es gibt Schulen, die das schaffen, sie werden jedes Jahr preisgekrönt, und es gibt viele Berichte darüber, wie sie es schaffen. Etwa die Montessori-Schule in Potsdam, wo die Jugendlichen nicht erst im Lockdown nomadisch lernen: nicht im Klassenzimmer, sondern beim Erkunden von Nachbarschaften, Institutionen und Milieus; wo die Pubertierenden eine Woche im Monat überhaupt nicht in der Schule sind, sondern auf dem Ackergelände pflanzen und ernten, Boote und Ökotoiletten bauen und dabei natürlich nicht ohne Mathematik und pastorale Poesie auskommen.

Die Frage ist: Warum schafft eine reiche, aufgeklärte Gesellschaft es nicht, von diesen Schulen zu lernen? Das wäre die aktuell dringlichste Aufgabe von Bildungsverwaltungen und Bildungsforschung – dringlicher als Lernrückstandsmessung und Schnellverkabelung: herauszufinden, was zu tun, was zu fördern wäre, damit solche Kreativitätsexplosionen zur Regel werden. Die Idee einer Schule, in der nicht bloß für das Leben gelernt wird, sondern die selbst eine aktive, aktivierende, ja verändernde Institution der Gesellschaft ist, diese Idee ist ja nicht neu.

So forderte, um nur ein ideologisch unverdächtiges Beispiel hier zu nennen, in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts der sozialkonservative Soziologe Helmut Schelsky, die Schule müsse zur „Neben- und Parallel-Organisation des Elternhauses“ werden. Wenn die Großfamilie zerfalle, die Religiosität verblasse, der Konsumismus und die Medien die Erziehungsfähigkeit der Familie untergraben, dann müsse die Schule eine „Gegenstruktur“ bilden – gegen die entfremdende Industriearbeit und gegen den, so wörtlich: „Konsumterror“ die Kräfte der Auswahl, der Distanz, der Beschränkung und der Selbstbestimmung stärken. Lange vor Netflix, Spaßindustrie und Internet entwarf Schelsky, nur einer unter vielen Bildungsreformern, das Bild einer Gemeinschaftsschule, die Technik und Tradition versöhnt, in der musische Erziehung nicht einem harmlosen Feierabendhumanismus dient, sondern Kräfte zur Humanisierung der Gesellschaft freisetzt und fördert.

An solche Gedanken könnte die Schule des Anthropozän anknüpfen. Sie könnte noch weitergehen und für Aufgaben bilden, die in Zukunft nicht länger von einem gut gepufferten Sozialstaat übernommen werden können, und die eigentlich sowieso nicht kommerzialisiert gehören: Pflege der Alten, das nannte man früher Pietät; Verantwortung für den Zustand der Straßen, der Nachbarschaft, der Stadt übernehmen, das nannte man früher Bürgersinn; Praktiken einüben, die früher im Haushalt gelernt wurden, und jetzt zu bezahlten Dienstleistungen geworden sind: medizinischen, gastronomischen, kulturellen. Zu solchen Überlegungen passt auch der nachhaltig populäre

Vorschlag eines obligatorischen sozialen Dienstjahres als Ende der Schulzeit, nicht als Ersatz für den Militärdienst.

Und natürlich braucht es auch neues Wissen in der Schule des Anthropozän. Wissen, das uns in einer globalisierten und gefährdeten Welt heimisch macht. Eigentlich, so ein schöner Vorschlag von Neil Postman, eigentlich sollten Archäologie, Anthropologie, Astronomie Schulfächer sein: Wissenschaften, die uns, jenseits von nationalen, ethnischen, historischen Beschränkungen vermitteln, wer nun alles „Wir“ ist, wo wir herkommen, wie unterschiedlich und wie ähnlich wir sind, und wie unwahrscheinlich unser Hiersein in einem unendlichen All ist.

Eine solche direkte Ausrichtung der Lehrpläne an den Erfordernissen des Anthropozäns ist unwahrscheinlich. „Die Schule der Nation ist die Schule“, das sagte Willy Brandt einst; aber man kann den Satz auch anders herum verstehen, analytisch statt normativ: die Schule wird durch die Dynamik, die Werte, die Wünsche, die Vorhaben, die Ziele der Nation geprägt – sie antwortet auf die Nachfrage, und wo die fehlt, verfällt sie. Wenn die Nation keine Zukunftsvision hat, wie soll die Schule sie weitergeben? Wenn das Parlament ermüdet ist, wie soll die Schule Begeisterung erzeugen? Wenn die Verwaltungen erstarrt sind, wie soll die Schule den Aufbruch zünden? Wenn die Gesellschaft in Kleingruppen und Blasen zerfallen ist, wie soll die Schule sie integrieren? Wenn Individualkonsum und Individualverkehr in der Gesellschaft herrschen, wie soll die Schule Solidarität und Vernunft lehren?

Aber auch wenn der Idealismus von Pädagogen eine neue Gesellschaft nicht herbeierziehen kann, so glaube ich doch, dass die Schule das Potential hat, Veränderungen anzustoßen. Die Schule, als Ort-verstanden, an dem Menschen zusammenkommen, die ein quasi natürliches Interesse an Zukunft eint: Kinder, Eltern und Lehrer.

Aber eine neue Epoche gewinnt nicht dadurch Gestalt, dass ein Papst, oder ein Landeskirchenamt, ein Kaiser, ein Kanzler, ein Notenbankpräsident oder ein Billionär einen Schalter umlegt, ein Zentralkomitee einen Systemwandel verordnet oder ein Kultusminister einen neuen Stundenplan. Sondern dadurch, dass Inseln des Neuen entstehen, auf denen neue Gedanken gedacht, neue Praktiken entstehen und neue Haltungen eingeübt werden – die andere zur Nachahmung verführen. Die Klöster des frühen Mittelalters waren solche Orte, oder die freien Städte der frühen Neuzeit, in denen unerhörte neue Gedanken gedacht, ungeheuer wirksame neue Maschinen gebaut, unbekannte neue Lieder komponiert wurden. Es brauchte viele solcher Inseln, politische, soziale, religiöse, kulturelle, und nicht zuletzt technische – und irgendwann ist ein neues Festland daraus geworden, mit neuen Strukturen und Gesetzen. Erst dann reden die Historiker von einer neuen Epoche.

Der entscheidende Aufbruchsimpuls der letzten Jahre kam nicht aus der Politik, und nicht aus den Universitäten und nicht aus der Wirtschaft, sondern von einer Schülerin, die die Schule verließ und sich mit einem Plakat vor das Parlament setzte. Kein Streik, sondern ein Aufbruch, eine Kampfansage zugleich. Die Frage ist jetzt: Was macht Greta, was machen die hunderttausenden Schüler, die auf den Straßen waren, oft mit ihren Lehrern und Eltern, wenn sie in der Schule sind, wenn Corona vorbei ist? Ist es ein utopischer Wunsch, oder wäre es nicht allerhöchste Zeitgenossenschaft, wenn in jeder – oder sagen wir: in vielen Schulen dieses Landes einmal im Monat die Lehrer und die Eltern mit den Kindern, die ihnen anvertraut sind, zusammenkommen, einen Freitag lang, vielleicht sogar bei Kuchen oder Brot und Wein – oder Traubensaft, um zu überlegen, nicht: wie man das Schulsystem ändern müsste, sondern wie diese konkrete Schule zu einer Schule der Zukunft werden könnte, zu einem Ort des Neuen und des Bewahrungswerten, einem Ort, an dem CO₂-Neutralität des Schulhauses mit praktischer Parteinahme für das Klima der ganzen Stadt einhergeht. Eine Stadt, in der die Alten nicht allein sterben, die Jungen ihre Talente frei entwickeln sollen, in der Fremde willkommen sind. Um zu überlegen, wie ihre Schule sich ganz konkret öffnen könnte: für Familienfeste und nächtliche Hallenfußballturniere und Kiezkonzerte, für arabische

Hochzeiten und Rap-Proben, Computerkurse für Rentnerinnen, Kochkurse für Kinder, Massagetraining für alle miteinander und Gaming-Nachhilfe für Eltern; um zu überlegen wie diese ganz konkrete ihre Schule die Kenntnisse und das Engagement der Eltern, also der Handwerkerinnen, der Musiker, der Köche, Rechtsanwältinnen, der Programmierer benutzen könnte – nicht als quereinsteigende Hilfslehrer, sondern als Mitglieder der Schulgemeinschaft, die ihre Werkstätten, Wohnungen, Geschäfte und ihr Wissen zur Verfügung stellen, damit die Nachwachsenden nicht nur in zwei Wochen Praktikum am Leben schnuppern, sondern von Beginn an, an ihm aktiv teilnehmen können. Das könnte zumal in Lockdown-Zeiten hilfreich sein; aber es könnte zur Gewohnheit werden, zu einer Schule der bürgerschaftlichen Aktivierung. Die Schule ist der Ort, an dem Generationen, Berufe und Schichten sich mischen, mit einem gemeinsamen Fokus: das Leben, die Werte, die Lebenschancen der nächsten Generation.

Vielleicht ist die Schulversammlung ja der einzige Ort, der so gemischt und so zielgerichtet ist, die letzte klassische Öffentlichkeit. Bürgerschulen, als soziale Zentren: direkt und analog könnten sie Bollwerke gegen die vordringenden Wellen des Weltverzehr und der digitalen Zerstreuung sein, Werkstätten einer Gesellschaft im Aufbruch.

Zum Autor: Mathias Greffrath, Soziologe und Autor; schreibt u.a. Essays für den Norddeutschen Rundfunk, Zeit und Süddeutsche Zeitung, die deutsche Ausgabe von le monde diplomatique und die tageszeitung